

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

254 (30.10.1915) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

Karlruhe, den 30. Okt.

des „Volksfreund“

Nummer 254 — 1915

## Kriegssonntag bei Paris.

Die fünfköpfige Familie hat sich in der hintersten Ecke der südlichen Tram niedergelassen. Auf der einen Bank sitzen Monsieur und Madame, die sich liebesvoll-großmütig über ihren Mann hinüberbreiten, der sich stillschweigend die Stirn röhrt. Didi, Niri und Lucette, ihre hoffnungs-volle Nachkommenschaft, sollen sich in die beiden Plätze der Bank gegenüber teilen, was nicht ohne Kampf abgeht. Der Papa bringt die Schreier endlich durch den furchtlichen Beweis, daß es im Schützengraben noch viel enger ist, als im Wagen, worauf sich die Kleinen heimlich und mit unglücklicher Miene gegenseitig Blüße verjehen, einander stoßen und kneifen und fragen. Manchmal, wenn ihnen ein Schmerzensschrei entfährt, fährt der mütterliche Arm, der für einen Augenblick wieder seine alte Kraft gewinnt, empor, um aufs Geratewohl Ohrfeigen auszuteilen.

Zwanzig Minuten geht es unter Mitteln und Schütteln durch die dampfenden Straßen, nicht ohne Tränenkriegen bei Didi, Niri und Lucette. Man ist im Bahnhof und damit ist der fürchterliche Augenblick der allgemeinen Konfusion gekommen. Alles schreit durcheinander, man schimpft auf die frohe Bande von Trägern; Madame, die von einem festen Jungen in Staffi angerannt wird, schreut diesen mit den Worten an, daß er besser täte, an die Front zu gehen. Die Unvorsichtigkeit hatte dabei übersehen, daß der Engländer seinen Kragen mit einem blauen Wappenschild geschmückt hatte. „An die Front?“ ruft einer, das Amt des Interpreten übernehmend, spöttlich.

„Du kommst wohl mit, mein Süßchen? Es ist jetzt Mangel an schwerer Artillerie dort...“ Währenddessen fahren die Kinder beharlich den Reisenden zwischen die Beine, die unglückliche Mutter ist am Zerfließen und Papa schreit keuchend seinen Schmerzbau durch die Menge. Für alles kommt die Zeit — selbst für das Bösen von Eisenbahnfahrern.

Endlich, nachdem er, den widerspruchsvollen Auskünften entsprechend, in allen Richtungen der Windrose die Bahnhofshalle abgesehen, erscheint — heisergeschrien, ein bleiches Lächeln auf den Lippen — Monsieur, um anzudeuten, daß „die Sache klappt“ und man in den Zug steigen könne.

Da entdeckt man, daß die Kinder verschwunden sind. Wiederholte Rufe: „Didi! Niri! Lucette!“ Die vorübergehenden, die dieser unbeträchtlichen Begebenheit sichtlich wenig Interesse zeigen, werden angstvoll angerufen, die Menge mit Blicken durchwühlt — umsonst: die Kinder bleiben verschwunden. Man rennt hin und wieder, um schließlich wieder stehen zu bleiben und nachzudenken, ohne daß dabei etwas herauskäme, man jammert und stöhnt — bis man plötzlich, dem Himmel sei Dank! die drei kleinen Mäulen mit zum Himmel gerichteten Augen, örtig während hinter einem Pfeiler entdeckt, just hinter demselben Pfeiler, an den sich die verzweifelte Mutter angelehnt hatte...

Zwei Minuten vor Abgang des Zuges findet die erlöste Familie endlich ihren Waggon und stürzt hinein. Das Signal ertönt, der Zug setzt sich in Bewegung... In Dingsda wird inmitten eines entsetzlichen Gewühls von Fußgängern, Staubaufwirbelnden Militärkaros und schweigenden Radfahrern ausgeflogen. Man verlorst sich bei dem fetten Felder mit Proviant, kauft Brot beim Bäcker und holt aus dem Ausverkauf, wo das Wasser in dem Behälter, in dem Gläser „gereinigt“ werden, vor Schmutz fließt, seinen Riter Wein. Dann läßt sich die gefamte Familie auf dem ausgekretenen, verengten, mit fetten Papierstücken und ihres Inhalts beraubten Konserbendbüchsen befüllen. Unter einem Baume, von dem von Zeit zu Zeit Klappen und müdes Blattwerk herunterfallen, wird die Knoblauchwurst verzehrt. Dann trinkt man den sauren Wein und spricht vom Kriege... Und dann schläft man ein und träumt von Joffre.

Auf dem Heimweg wird vor einem Stand, auf dem verbaute und ausgetrocknete Äpfel und flebriges Mandelgebäck ausgebreitet liegen, halbgemacht und Monsieur offeriert seiner geliebten Gattin galant ein Stück Gerstenbrot, das mit einer durchbrochenen Papierzippe geziert ist. Auf dem Heimweg aber, am Ufer der Seine, wird noch einmal in einer kleinen Kneipe vorgekostet und auf dem runden Tischchen, auf dem die nassen Gläser Reiten gelassen haben, ein Glas laues Bier hinuntergeschpült.

Kriegssonntag...

## Aus feldpostbriefen.

Eine kleine Verwechslung. Anton Gitschbaler von der „Reger Tagespost“, der als Verfasser volkstümlicher Erzählungen besonders in Kärnten bekannt ist und freiwillig auf dem südlichen Kriegsschauplatz einrückte, erzählt folgende heitere Episode von der Front, die vielleicht nicht wahr, aber doch lustig zu lesen ist.

Hauptmann Hans W... läßt mähmütig in seinem Zim-mer. Einmal das — ein einziges Fenster —, bloß drei Quadratmeter Raum. Der Krieg wäre nicht schwer für mich bei solchem Wetter, denkt der Hauptmann, aber bei diesem Regen kaltes, kaltes Luftschieren, drei schmecken, Automobile zu steuern — das ist nicht lustig. Recht erimert er sich, daß er gestern eine besonders unangenehme Fahrt gehabt hatte. Dem Fahrer fehlte etwas und er konnte nicht dahinter kommen, was es war. Ob sie die Automobile wohl ordentlich schmieren, das ist einmal gründlich nachzusehen! Er erhebt sich von seinem Stuhl.

„Bengel! Hlotol!“

In der Tür erscheint ein untergeordneter Soldat mit einem freundlichen geinsenden Gesicht.

„Befehl, Herr Hauptmann!“

„Bengel, sag mir einmal, habt Ihr gestern mein Automobile geschmiert?“

„A freilich, Herr Hauptmann! Hab ich mit eigenen Händen geschmiert.“

„So, und der Kasten hat gequiecht wie ein Spanferkel vor

der Exekution! Erzelenz sogar hat es bemerkt und gefragt, was es sei.“

„Herr Hauptmann, wird sein ein anderer Fehler. So ein Automobil is awa a Frau. Manchmal is gut aufgelegt, manchmal schlecht auch.“

„Esel!“

„Herr Hauptmann, bitt gehoramsi, hab ich zu machen andre Meldung, ganz andre Meldung!“

„Was denn?“

Der Bengel zieht die Augenbrauen hoch und sagt mit gedämpfter Stimme: „Hab ich gemacht außerordentliche Bemerkung — gestern schon und heute wieder.“

„Na, was denn zum Teufel?“

„Da schauen Sie, Herr Hauptmann, können sich mit eignen Augen überzeugen. Sonst tut nehmen Wagen schmier aus unsem Schmierfahrl und streichen auf den Kommissbrot. Meiner Seel, bin ich viel in der Welt herumgekommen, hab viel gesehen, aber so was noch nil! Wagen schmier auf Kommissbrot frißt mit amoi Böhm!“

„Bengel, Du bist ein kapitaler Esel! Welcher Mensch auf Gottes Erdboden könnte Wagen schmier essen?“

„Sonst frißt! Da schauen Sie, Herr Hauptmann, jetzt stehen wieder bei dem Fahrl und streichen auf.“

Der Hauptmann blüdt durchs Fenster. Dort im Automobilstand war das Schmierfahrl durch umstellt von braven Honvedsoldaten.

„Meiner Frau, das ist stark!“ jagte der Hauptmann. „Bengel, geh hinüber und sag sie weg, wir brauchen die Wagen schmiere zu etwas anderem!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Der Bengel Hlotolal geht und der Hauptmann läßt sich wieder am Schreibtisch nieder. Wagen schmiere auf Kommissbrot — der Hauptmann spricht aus —, „das könnt mir den ganzen Respekt vor der großen ungarischen Nation nehmen!“

Es vergeht eine längere Zeit. Ein schleifender Schritt reißt den Hauptmann aus seinen Betrachtungen. Vor ihm steht der Bengel. Er macht ein Gesicht wie ein leibhaftiger Schafkopf.

„Na, Bengel, was hast denn? Haben Dich die Honveds durchgeprügelt?“

„Mit, Herr Hauptmann, so was läßt sich der Bengel Hlotolal nicht gefallen!“

„Ja, was hast denn dann?“

„Herr Hauptmann, meld ich gehoramsi, bin ich richtig wahr großer Esel! Um Sie mich anbinden lassen, Herr Hauptmann, zwei Stunden... verdienen ich nicht mehr!“

„So...“

„Denken S' Ihnen, Herr Hauptmann, in die Fahrl, was soll sein für Wagen schmier, ist Rowidl (Krausenmus) drin gewesen. Die Honveds haben's schon leer gefressen. Herr Hauptmann, meld ich gehoramsi, ist vorgekommen große Verwechslung. Haben wir acht Tage lang die Automobile mit Rowidl geschmiert!“

## Demisches.

Seit wann werden Singvögel gehalten? Sicherlich wurden die Singvögel schon in der klassischen Welt gehalten, und wenn dies nur dadurch bewiesen wurde, daß man — einen Leckerbissen aus ihnen machte. So lech Kallist einmal eine Schüssel mit den Jungen von 5000 sprachenden Vögeln auftragen. Der Kaiser Augustus ließ seinen Verwalter Glos am Maßbaume eines Schiffes kreuzigen, weil er eine Wachtel verpeiste, nicht, weil sie so schön gelungen, sondern weil sie mehrmals in einem Wettkampfe geigt hatte! Im deutschen Altertum hören wir nichts von Singvögeln. Erst im 10. Jahrhundert erzählt der sächsische Chronist Widukind von Corvey von einer Falkenjagd bei Merseburg, wie die Knonen Vögel, durch den Falken erschreckt, sich in Laube verbergen. Sie schauan dann immer nur auf den Falken, vor Angst unfähig, sich zu bewegen, und so nimmt sie der Vogelfänger in aller Ruhe von den Ästen herunter. Also auch noch in diesem Zeitalter ging das Interesse für die Singvögel nur durch den Magen. Die Minnefänger dachten bereits anders von ihnen. Ein Minnefänger erklärte einen Frauenfuß für schön, wenn ein Vögelchen unter seinem Riß schlüpfen konnte. Nicht zu vergessen ist Walther von der Vogelweide, „Schone lang du nahestall“. Endlich, aus den Klosterrechnungen von Dornburg, um die Wende des 14. Jahrhunderts, erfahren wir, daß damals die Klosteruntertanen zwar nicht Singvögel, wohl aber Finken für solche zu liefern hatten, mit denen sich zweifelslos die Mönche in ihrer dortigen Einsamkeit die Zeit vertreiben. Die ersten gefangenen Singvögel, die uns aus deutschem Boden begegnen, waren seltenerweise als ein Paar Kanarienvögel, die der Rat zu Bremen im Jahre 1609 der letzten Gräfin von Oldenburg verehrte, zum Dank dafür, daß Graf Anton Günther endlich den „brennenden Wunsch“ der Bremer Schiffsahrt nach einem Leuchtturm auf der Insel Wangeroog erfüllt hatte. Die vorberige Herrin von Jever hatte 200 Goldgulden jährlich als Entschädigung dafür verlangt, was den Bremern zu viel war. Nur heute der Graf den Turm aus eigenem Interesse. So kamen die Bremer billig dazu, sie schenken der Gräfin Elisabeth ein Paar Kanarienvögel, — damals gewiß eine große Novität!

\* Der Wrtzi Vrh. Immer von neuem kehrt in den österreichisch-ungarischen Generalstabverhandlungen, den „Höflichen Berichten“, wie wir längst kurz und bündig jagen, der Name des Wrtzi Vrh wieder; aber ebenso oft, wie die italienische Heeresmacht hier blutig zerbricht, zerbrechen sich die deutschen Zeitungsleser die Zunge an diesem Wort, das seiner Schreibweise nach für uns so ziemlich das Unausprechlichste zu sein scheint, was es in europäischen Nomen gibt. In Wirklichkeit ist es aber nicht gar so schlimm damit bestellt, und aus der Wrtzi Vrh läßt sich von deutschen Jungen aussprechen. Man muß freilich nur wissen, wie. Es ist auch weitaus schwerer, die Art der Aussprache des Wortes zu umschreiben, als es nach Gehör nachzusprechen, denn es handelt sich dabei um Laute, die im Deutschen nicht vorkommen. Der Name dieses Berges, der sich 1361 Meter hoch, nordwestlich von Tolmeim am linken Ufer des Njongo erhebt, und der einen wichtigen Verteidigungspunkt des Tolmeiner Brückenkopfes bildet, ist slowenisch und bedeutet soviel, wie „Schneeberg“ (Wrtzi = gefroren, Vrh = Berg). Das Wort Vrh begegnet uns auch in andern südslavischen Sprachen, z. B. in dem, dem Slowenischen nahe verwandten Serbischen, wie aus den Hauptquartierberichten vom serbischen Kriegsschauplatz bekannt ist. Allen südslavischen Sprachen ist, wie auch dem Griechischen, das Wort Vrh eigentlich, das im vorderen Teile des Gemeinen gebildet wird, also von unserm, jogen, dramatischen Vrh, wesentlich verschieden. Dieses südslavische Vrh findet in den beiden Wrtzi Vrh den wichtigsten, nach unserm Auffassungen scheinbar fehlenden, löbenden Laut. Es ist das Vrh wie in Erb und in Czragora. Das V in Wrtzi Vrh ist ein weiches, stimmhaftes S, das S in Vrh wird wie

ein scharfes S (etwa wie in „Brand“) gesprochen. Vrh klingt richtig gesprochen, etwa so, wie ein Russe den ersten Teil des uns wohlbekannten Namens „Brodow“ aussprechen, wenn er dabei das i verächtlich. Man sieht, ohne Sprachlehrer ist es nicht gerade einfach, diesen slowenischen „Schneeberg“ zu bezwingen, und der ebenfalls vielgenannte „Vrh“, der in den Julischen Alpen gelegene Gipfel, ist, was die Aussprache anbelangt, gegenüber dem viel niedrigeren Wrtzi Vrh sozusagen ein „Waisensnabe“. Im übrigen können wir zufrieden sein, daß unsere tapferen Bundesgenossen an der Frontfront den Wrtzi Vrh nicht nur aussprechen können, sondern ihn allen Angriffsvorstößen der Italiener zum Trotz fest in Händen halten.

Gefährlichsteiten. Man schlägt ein großes Köhner Blatt auf, so wird unserm Köhner Parteiblatt recht zutreffend geschrieben, und findet da im Inseratenteil zwei Anzeigen: In der ersten wird eine „interessante Kriegsneuheit“ lüchigen Herzen gegen hohe Provision zum Vertrieb empfohlen, und man erfährt aus dieser mit „Geldengrab“ überschriebenen Anpreisung weiter, daß es sich um ein „Reliquientäfelchen“ mit gleichzeitigem Photographieplättchen handelt, das einem Geldengrab nachgebildet sei.

Sind wir, die wir solche „interessante Kriegsneuheiten“ hervorbringen, die wir Blätter haben, die solche Unmöglichkeit aufnehmen, die wir „tüchtige Herren“ noch besitzen, die damit an den Türen klingeln gehen: sind wir es nun wert, diese Hellden da draußen, die im Trommelfeuer der Champagne fleißig Stunden sitzen und sich in den Belgrader Straßen im Nahkampf verbluten müssen, — sind wir es wert, diese Hellden zu besitzen? Der nachdenkende Mensch, der Deutsche, mit Gefühl und Verantwortung im Herzen, dieser muß sich schämen! Und in demselben Blatt, auf derselben Seite, schreit noch eine andere Anzeige, ein zweites abscheuliches Insecat. Hier ist es:

Kriegslieferanten!  
In Godesberg-Nh., 100 Prozent Steuer, herrliche Villa, 10 Räume, Küche, Bor- und Hinter-Garten, eingeb. Bad, Heizung, elektr. Licht u. Gas, spottbillig für 32 Mille mit 10 à 16 Mille Anzahlung zu verkaufen.  
Angebote unter O. P. 961 an die Expedition des Blattes.

Se. he — Ihr da, die Ihr reich geworden seid, weil Ihr erst die Kartoffeln zurückgehalten habt, dann das Mehl, später das Obst. Ihr — he da — die Ihr mit Fleisch zu handeln versteht, mit Fett und Butter — he da! Für Euch ist hier eine Villa zu verkaufen, eine Villa mit allem Komfortlichen. Am Rhein, mit zehn Zimmern in Godesberg, der Berle am deutschen Rhein — sie sollen ihn nicht haben — den freien, deutschen Rhein — sie kämpfen und sterben, oder, was noch schlimmer ist, sie lassen sich Arme und Beine abgeschnehen und leben doch weiter. Aber Ihr, he! Kriegslieferanten, Ihr sollt die Villa haben am deutschen Rhein!

Wenn erit die Schande wird geboren, Wird heimlich sie zur Welt gebracht.

Wächst sie aber und macht sich groß, Dann geht sie auch bei Tage bloß.  
Heute sind wir schon so weit, daß die „Kriegslieferanten“ ihre Extrangebote in färbenden Blättern haben. Diese Schande ist groß genug geworden, um bloßgehen zu können. Sie braucht jetzt schon zehn Räume, eingerichtetes Bad, Bor- und Hintergarten. Ach, es ist eine Schande, ein Skandal! Gibt es Blätter, die derlei aufnehmen, so sollte es wenigstens eine Zensur geben, die es ihnen verböte. Solche Inserate sind schlimmer als ein verlorener Schützengraben, denn Hunderttausende von Lesern, im Land und draußen an der Front, werden durch sie mit giftigen Pfeilen verlegt.

Bepfeln-Verficherung.  
10000 Pf. St. für Abonnenten.  
Das kulanteste Angebot aller Zeiten!  
Wir zahlen:  
200 Pf. St. für jede getötete erwachsene Person.  
25 Pf. St. für jedes getötete Kind eines Abonnenten (unter 21 Jahren).  
200 Pf. St. für den Verlust zweier Gliedmaßen oder beider Augen, oder eines Auges und eines Gliedes einer erwachsenen Person.  
100 Pf. St. für den Verlust eines Auges oder eines Gliedes einer erwachsenen Person.  
2 Pf. St. pro Woche für zeitweilige gänzliche Arbeitsunfähigkeit einer erwachsenen Person bis zur Höchstdauer von 15 Wochen.  
Bis zu 300 Pf. St. Schadenersatz für beschädigtes Eigentum unserer Abonnenten, gleichviel ob der Schaden durch Luftangriffe, Bombenabwurf von der See aus oder durch Ballon-Abwehrgeschütze verursacht ist.  
Abonnieren auf die „Daily Mail“  
Und Ihr seid versichert!  
!!! Schützt Euch noch heute!!!  
Das ist das neueste Inserat der „Daily Mail“, das sie nicht nur in den eigenen Spalten und in den Spalten der Reichsblätter, sondern auch in den Konkurrenzzeitungen veröffentlicht, um auf diesem geschmackvollen Wege ihnen die Leser abzutreiben. Spürt man nicht in jeder Zeile dieser Anzeige jener bebenden Schmerz — dem alles zum Geschäft wird?!

Heiteres.  
\* Moran der Düsseldorfener seinen Landsmann erkennt. Vor hundert Jahren war Düsseldorf vorübergehend eine französische Stadt, und ob der alte Düsseldorfener will oder nicht, gelegentlich schläft ihm noch ein französischer Broden mit unter seinen Daalekt. Im Gefangenenlager in der Senne steht ein Düsseldorfener Landsmann auf Posten und bewacht einen Trupp Franzosen. Als er abgelöst wird, steckt er sich gleich eine Zigarre an und läßt mit Behagen die ersten Züge durch die Nase geben. Dabei fällt sein Blick auf einen kleinen Franzosen, der mit kaum verdeckter Begehrlichkeit auf die Zigarre starrt und dabei schnuppert wie ein Hund, der einen warmen Knochen riecht. Der Düsseldorfener hat ein gutes Herz und er denkt bei sich: „Dat es och ene arme Deiwel. Hä kann jo niz derfür, dat hä ene Franzos es, on am Eng, wenn d'r Krieg us es, moß ich mich jo doch widder met dem verdroge. Wä wech, wofer et jot es, wenn ich om en Njohr rejaleer. Hä hät vielleicht Jott wech wie lang keen mich zweide de Jäng jehatt.“ Und er zieht eine Zigarre zwischen dem dritten und vierten Liniennopf heraus, hält sie dem Franzosen hin und sagt: „Dä, Herr Mohjo, nullaw, vielleicht dat Njohr rooke?“ Der Franzose nimmt rasch die Zigarre und erwidert mit einem verbindlichen Lächeln: „Merri!“ Da reißt der Landsmann die Augen auf und ruft voll heißen Staunens: „Mann, wat hör ich! Eib Ehr och us Düsseldorf?“

